



ELISABETH  
HERRMANN

**ZART  
BITTER  
TOD**

Thriller

cbj

Globalisierung, Arbeitsmarktprozesse und Kosten-Nutzen-Optimierung nannte. Der Firma war es gut gegangen, den Mitarbeitern auch. Herder-Schokolade galt etwas. Man verschenkte die großen Pralinschachteln zu besonderen Anlässen, und an den Läden in Lüneburg, Hannover und Hamburg drückten sich die Steppkes die Nasen platt, wenn sie zu Weihnachten und Ostern die Schaufenster mit den Meisterwerken aus der Fabrikation dekorierten. Mit Wolfgang aber hatte eine Veränderung begonnen. Die Herders hatte sie reich gemacht. Immer noch ein paar Cent mehr für den Sack Kakao herauspressen. Immer höhere Produktionsleistungen. Dann die billigeren Zutaten, die nicht ganz so teuren Nüsse und Öle.

»Wir müssen weg von diesem Manufaktur-Image«, hatte Wolfgang erklärt. »So kommen wir nicht in die Discounter rein!«

Discounter ... Noch so ein Wort, das Wilhelm fremd geblieben war. Er hatte begriffen, dass die Leute kein Geld für Qualität mehr ausgeben wollten. Dass es ihnen auf Masse ankam und Wolfgang lieferte sie ihnen. Eine Tafel Schokolade für 29 Pfennige. Als Wilhelm sie zum ersten Mal probierte, hätte er sie um ein Haar wieder ausgespuckt. Um auf den gleichen Gewinn zu kommen, mussten sie nun das Fünffache verkaufen. Und siehe da – es gelang!

»Es ist der Preis, Papa. Die Leute schauen nur auf den Preis. Es ist ihnen egal, wo die Rohstoffe herkommen.«

Und ihm, ja, ihm war es irgendwann auch egal gewesen. Seine liebe Reinhild wurde krank. Immer kränker, immer schmäler wurde sie. Ihre letzten gemeinsamen Jahre wollte er nicht mit den Umstrukturierungen der Firma belasten. Wolfgang machte es doch gut, oder? Die kleinen Läden verschwanden, die Fabrikhalle hinter dem Haus wurde geräumt. Das neue Werk entstand. Die Produktion lief wie geschmiert. Und dann kamen die Skandale. Kinderarbeit auf den Plantagen. Verseuchtes Milchpulver aus China. Krebsserregendes Mineralöl in den Verpackungen. Wolfgang gelang es immer irgendwie, sich herauszuwinden. Aber als man ihm mit dem Vanille-Betrug auf die Schliche kam – künstliche statt natürliche –, verlor er den Prozess. Weitere folgten. Geschmack und Duft kamen nicht mehr von den verarbeiteten Produkten, sondern von Firmen, die Aromastoffe herstellten. Da hatte Wilhelm seine Reinhild schon lange begraben und sich völlig zurückgezogen.

Immerhin – seit ein paar Jahren war die Sehnsucht nach dem Echten, Unverfälschten wieder erwacht. Wolfgang eröffnete die »Herder Manufaktur«-Läden: Geschäfte, in denen das Personal altmodische Schürzen trug und die Kunststoffregale auf Holz getrimmt worden waren. Verkauft wurde im Großen und Ganzen dasselbe Sortiment: Schokolade, Gebäck, Pralinen aus der Massenproduktion. Dafür aber einzeln angeboten und in knisternde Papiertüten oder Kartons verpackt. Augenwischerei, hatte Wilhelm gedacht, als er vor Jahren zum letzten Mal in Bremen eines der Geschäfte von außen betrachtet hatte. Warum geben die Leute dafür nun mehr Geld aus? Weil ihnen die Illusion von etwas Handgemachtem verkauft wird? Er war die Fußgängerzone hinuntergelaufen, die er kaum noch wiedererkannt hatte, und hatte sich in eines dieser neuen Cafés gesetzt, die so gemütlich waren wie das Nagelbrett eines Fakirs. In seinem Kakao ertrank ein Berg Sprühsahne, verunziert mit zäher, künstlicher

Karamellsoße. Wilhelm hatte den Becher stehen gelassen. Das war keine heiße Schokolade. Das war ... Chemie, Stickstoff, Zucker. Eine blassrosa, kränklich aussehende Brühe. Warum kauften die Leute so etwas? Kannten sie denn nicht mehr den Geschmack des Echten?

Er schreckte auf. Was war das? Er lauschte. Nichts. Sein Besucher war schon lange gegangen, die Haustür war abgeschlossen. Langsam sank er wieder zurück. Wenn man den Gedanken einmal freien Lauf ließ ... Die beiden Kartons standen auf dem Tisch. Ihr Inhalt war seit einem halben Jahrhundert nicht mehr durchgesehen worden. Ein Glück, dass er sie aufgehoben hatte. Oben, auf dem Dachboden, in der Kiste, die außer ihm niemand mehr öffnete. Irgendwo musste es sein, das alte Tagebuch, das plötzlich so wichtig geworden war. Aber wo? In der ersten Kiste lag es nicht. Nur ein paar herausgerissene Seiten, in denen es um die Kriegsgräuel in Südwestafrika ging und die diese Pfeife von Historiker wohlweislich nicht verwendet hatte. Er hob den Deckel des zweiten Kartons an. Obenauf lagen uralte Schwarz-Weißaufnahmen. Gleich die erste zeigte Gottlob auf einem Zebra. Das Tier war gesattelt wie ein Pferd und setzte gerade zum Sprung an. Den Barren hielten ... Wilhelm kniff die Augen zusammen. Wer war dieser kleine schwarze Junge auf dem Foto? Doch nicht etwa Jakob? Er legte das Foto zurück. Das Verlangen, noch einmal in die Vergangenheit hineinzutauchen, war übermächtig. Doch erst musste er das Wichtigste erledigen.

Er rieb sich über die Augen und nahm das Blatt hoch. *Testament* stand über dem kurzen Text. Er las ihn noch einmal durch, unterschrieb, faltete das Papier dann zusammen und steckte es in einen Umschlag. Gerade wollte er den Namen des Notars daraufschreiben, als er innehielt.

Wolfgang bekäme einen Tobsuchtsanfall, wenn er das lesen würde. Bataillone von Anwälten würden aufmarschieren und ihre Geschütze in Stellung bringen, um diesen letzten Willen zu pulverisieren. Und hatte Jürgensen, der alte Gefährte, seine Geschäfte und die Kanzlei nicht auch schon längst an die Nachfolger weitergegeben? Das Alter, es brachte alles durcheinander, löste alles auf – Beziehungen, Freundschaften, Loyalitäten. Jürgensen, zehn Jahre *jünger*, also auch schon über achtzig, Jürgensen würde dem alten Freund nicht mehr helfen können, wenn es hart auf hart kam. Was tun? Um es hieb- und stichfest zu machen, könnte er zwei Zeugen rufen. Wer kam dafür in Betracht? Sein Sohn und seine Schwiegertochter. Die würden sich bedanken, wenn sie mitbekämen, was er mit diesem Testament vorhatte. Den Jungen, seinen Enkel, wollte er raushalten. Der hatte doch nur Flausen im Kopf. Mit zwanzig durfte man das. Nein, Zeugen waren nicht nötig, solange er, Wilhelm, jetzt alles genau richtig machte.

Er setzte erneut an – und hielt wieder inne. Das Geräusch kam von oben. Es war so leise, dass er erst glaubte, er hätte sich verhöhrt. Doch dann kam es wieder. Ein leises, wiederholtes Knarren.

Manchmal, wenn alles so still um ihn herum war wie in dieser Nacht, funktionierten seine Ohren noch. Halbwegs. Es war in Wirklichkeit ein ziemlich lautes Knarren, und er erinnerte sich sogar noch daran, wie es geklungen hatte: als ob zwei Baumstämme im Wald

aneinanderrieben. Wahrscheinlich dachte derjenige, der sich dort oben herumtrieb, dass Wilhelm sowieso taub war oder schon längst schlief. Seltsam. Seit Jahren war niemand mehr auf dem Dachboden gewesen. Nur Carolina, die er gebeten hatte, die Kartons zu holen. Und jetzt war es mitten in der Nacht ...

Er schrieb einen anderen Namen und eine andere Adresse auf den Umschlag. Dann zog er eines dieser famosen gelben Papierchen ab, die von alleine hafteten und sich auch problemlos wieder abziehen ließen. Darauf schrieb er: »Per Einschreiben. Dringend!«

Carolina, die Haushälterin, die morgens in sein Zimmer kam, das Bett machte und den Staub wischte, würde den Brief zur Post bringen. Er vertraute ihr, weil ihre Familie seit Generationen im Dienst der Herders stand und diese Zeit mehr verband als Tarifverträge. Er erhob sich und ging mit vorsichtigen, tastenden Schritten zu seinem Schrank. Im oberen Fach lag das Portemonnaie. Ein Zwanzig-Euro-Schein. Er fühlte sich glatt und künstlich an, gar nicht so wie das Papiergeld, das er kannte. Schöne neue Zeit ... Bald würde es wohl gar nichts Bares mehr geben, wenn man den Propheten der Abendnachrichten glauben durfte. Aber hatte er eigentlich so viel ausgegeben diesen Monat? Dabei war sein Enkel erst vor ein paar Tagen für ihn auf der Bank gewesen. Er würde Gabi bitten müssen, für ihn Geld abzuheben, und sie würde wieder mit ihrer hohen Stimme fragen, wofür er denn so viel bräuchte, er hätte doch alles, sie täten doch alles, wofür das alles ... Carolina hingegen schwieg wie ein Grab. Im Laufe der Jahre war zu dem Vertrauen noch etwas zwischen ihnen beiden entstanden, dem gebrechlichen Alten und der Haushälterin, was man vielleicht mit freundschaftlicher Komplizenschaft beschreiben könnte. Mal eine gute Flasche Wein, mal eine Zigarre (am offenen Fenster natürlich, denn seine Schwiegertochter hatte die Angewohnheit, ohne zu klopfen einzutreten, die Arme in die Hüfte zu stemmen wie Witwe Bolte und mit gerümpfter Nase zu fragen: Wurrnde hierrr gerrraucht?). Wilhelm holte den Schein heraus, den er als Portoauslage für ein Einschreiben ebenfalls an den Brief heften wollte, faltete ihn auf seine Art – einmal längs, einmal quer – und fuhr zusammen: Oben war etwas heruntergefallen und rollte über den Boden.

Langsam legte er das Portemonnaie zurück. Den Schein steckte er in die Tasche seines Morgenmantels. Er wusste, was dort rollte. Schließlich kannte er den Dachboden. Er war da oben aufgewachsen, an diesem verstaubten, geheimnisvollen Ort, an dem die Geister der Vergangenheit in Truhen gesperrt waren und ihre Seufzer durch die Ritzen wehten. Wie oft hatte er sich dort versteckt! Es war verboten gewesen hinaufzugehen, aber seit wann kam man einem Jungen mit Verboten bei? Da waren Schätze und Dämonen, Fabelwesen und Kobolde, Schlangehäute und Totems, Masken und Giftpfeile, und so vieles, was einem in einer Mischung aus Faszination und Grauen eine Gänsehaut den Rücken hinunterschickte.

Was für eine seltsame Nacht! Die Vergangenheit stieg aus dem Vergessen, aus Buchdeckeln und Gräbern, aus Schubladen und, ja, auch aus dem Telefon, und sie schien auf einmal zum Greifen nah. Das musste mit dem Anruf zusammenhängen. Mia Arnholt, das Mädchen aus Meißen. Jakobs Urenkelin. Jakob ... In seinen Augen war er riesig gewesen,

riesig und schwarz. Und er, Wilhelm, ein kleiner Junge, der gar nicht mitbekommen hatte, was da geschah und warum dieser Mann auf einmal im Haus war und so wütend mit seinem Vater redete. Erst viel später hatte Wilhelm herausgefunden, worum es gegangen war. Da war sein Vater schon lange tot und Wilhelm hatte die Geschäfte übernommen und durch die schweren Zeiten bringen müssen. Das hatte es nicht gegeben, damals. »Aufarbeitung.« Sie hatten noch nicht einmal einen Begriff dafür gehabt. Entschuldigung vielleicht? Er hatte es versucht, viel zu spät. Und natürlich war ihm eisige Ablehnung entgegengeschlagen.

Es war sein wunder Punkt. Und vielleicht hatte ihn deshalb Mias Anruf so aufgewühlt. Er wollte sich abwenden und zum Schreibtisch zurückgehen, da knarrte es wieder. Direkt über ihm.

Das war in Afrika. So hatte er den Teil des Dachbodens immer genannt, weil die Museen seiner Kindheit eigene Säle für die Kontinente gehabt hatten mit riesigen Schildern: Afrika, Asien, Amerika ... Jemand stöberte in Afrika herum. Weder Wolfgang noch Gabi oder sein Enkel Will hatten jemals Interesse dafür gezeigt. Der Dachboden war »ein Fall für die Müllabfuhr«. Ein paar Stücke waren im Bremer Überseemuseum gelandet – Wilhelm erinnerte sich mit Grausen, welche das gewesen waren. Der Rest war wertloser, mottenzerfressener Plunder.

Und trotzdem schlich jemand dort oben herum. Etwas in Wilhelm riet ihm, Hilfe zu holen. Doch das ging gegen seine Ehre. Afrika gehörte ihm. Und er musste es verteidigen. Seine Kinder würden nicht verstehen, was da oben verborgen lag und geschützt werden musste. Und Will ... Eine Sekunde dachte er an seinen Enkel. Will würde sofort mit ihm kommen, aber der Junge war wahrscheinlich noch gar nicht zurück von seinen nächtlichen Touren. Außerdem hatte er ein Zimmer im Erdgeschoss und Wilhelm war sich über das Schwinden seiner Kräfte durchaus im Klaren. Hinauf zum Dachboden würde es noch gehen. Aber hinunter zu Will und dann wieder hinauf ... Nein, er musste selbst nachsehen und den Eindringling stellen oder vertreiben. Wahrscheinlich war es ein verzweifelter Einbrecher, der dort oben Schätze vermutete und sich nun in steigender Enttäuschung durch die staubigen Relikte wühlte. Ein Griff zum Spazierstock, der an der Wand lehnte, und schon fühlte Wilhelm sich bewaffnet. Langsam drückte er die Klinke hinunter und öffnete die Tür.

Der lange Flur lag da wie ausgestorben. In der Ecke verbreitete eine heruntergedimmte Stehlampe trübes Licht. Wilhelm tastete sich vorwärts, eine Hand an der Wand, die andere am Stock, und verfluchte den rutschigen Läufer, den Gabi hier oben hatte auslegen lassen. Wollte sie, dass er sich das Genick brach? Er war nie richtig warm mit seiner Schwiegertochter geworden. X-mal hatte er sie gebeten, den Teppich zu entfernen. Aber ab einem gewissen Alter schien es, dass die anderen einen weder sahen noch hörten. Er wünschte sich, dass das auch für den Einbrecher gelten möge. Denn als er die schmale Treppe zum Dachboden erreicht hatte, war er sich seiner Sache nicht mehr so sicher. Weit entfernt von einer Furcht einflößenden und Respekt gebietenden Gestalt, schleppte er sich die steilen Stufen hoch. Bis auf den Überraschungsmoment hatte er nichts, womit er den Eindringling vertreiben konnte. Da.

Wieder ein Geräusch! Es klang, als ob ein Pappkarton mit bloßen Händen zerrissen würde. Da war aber jemand ziemlich in Eile und ganz schön auf der Suche.

Wilhelm erreichte den kleinen Absatz vor der Dachbodentür und blieb einen Moment stehen, um zu verschlafen und das Stechen in seinem Knie unter Kontrolle zu bringen. Die Tür stand einen Spalt offen. Eigentlich war hier oben immer abgeschlossen. Doch seine Augen waren zu schlecht, als dass er erkennen konnte, ob das Schloss aufgebrochen oder konventionell geöffnet worden war.

Jemand stolperte, riss etwas Schepperndes um und stieß einen wütend geflüsterten Fluch aus. Wilhelm öffnete die Tür. Ihn empfing eine plötzliche, unheilvolle Stille.

Er begriff, dass er mitten im Fluchtweg stand. Wenn er den Einbrecher vertreiben wollte, durfte er sich ihm nicht in den Weg stellen. Tock tock tock. Der Stock klopfte auf den Boden, als er den Raum betrat. Seine Hand zitterte auf dem Weg zum Lichtschalter. Das Drehen des Knebels brauchte mehr Kraft, als er gedacht hatte. Klack. Blingblingbling. Zwei Neonröhren sprangen an, hoch oben und weit weg, irgendwann in den Sechzigern installiert. Licht blendete, Schatten warfen sich auf ihn. Er lehnte sich an die Wand und spürte, wie sein Herz jagte. Jetzt bloß keinen Infarkt, dachte er. Einbrecher leisten selten Erste Hilfe. Und bis ihn hier einer finden würde ...

Es blieb still. Der Unbekannte musste schockgefroren sein. Damit hast du nicht gerechnet, Kerlchen, dachte Wilhelm grimmig. Hinten links hast du dich versteckt. Zwischen Indien und Amazonas, in Afrika. Da werde ich dich jetzt raustreiben. Tock tock tock. Wilhelm machte sich auf den Weg. Den Stock ließ er vor sich wie ein Blinder über den Boden gleiten. Er sah das Zebra, es schien ihn anzugrinsen. Die vielen Regale mit den Krügen und den Schachteln. Die Landkarten, die Körbe voller vertrockneter Pflanzen, die zu Staub zerbröselten. Brokat- und Samtstoffe, deren Farben ihn einst mit ihrer Leuchtkraft begeistert hatten, verblichen waren sie und dienten den Mäusen als Lager. Und stand da nicht, kurz vorm Amazonas, Kurt in der Ecke? Kurt, der Maskenmann? Lauter alte Bekannte. Da. Ein Schatten flitzte hinter einem Regal entlang.

»Stehen bleiben!«, schrie Wilhelm und wusste, dass dies ein absurder Wunsch war. »Ich habe die Polizei informiert!«

Wo war der Kerl hin? Wilhelm drehte sich um. Ein metallisches Geräusch drang an seine Ohren. Wie verrostete Räder. Irgendetwas bewegte sich und es war kein Mensch. Ihm wurde bewusst, wie tollkühn er gewesen war, den Einbrecher zu bedrohen. Er sollte schleunigst zurück zur Treppe. Er lief los, und das eiserne Kreischen verfolgte ihn, schraubte sich in seinen Kopf, kam näher und näher. Er wagte nicht, sich umzusehen. Die Schatten wirbelten durcheinander, und einer davon erhob sich, wurde größer und größer und ähnelte keinem Menschen mehr ...

Mit einem Schrei stürzte Wilhelm ins Treppenhaus und schlug die Tür hinter sich zu. Schwer atmend blieb er stehen. Jetzt nur noch ein paar Stufen und rein in sein Zimmer. Da stand das Telefon, mit dem er die Polizei rufen würde.